

GEGENWÖRTE

ZEITSCHRIFT FÜR
DEN DISPUT ÜBER WISSEN

4. Heft Herbst 1999

Polemik oder Diskurs? Ein Gespräch mit dem Hirnforscher Wolf Singer und dem Gerechtigkeitsforscher Leo Montada. Manfred Bierwisch beobachtet die Argumentationslogik. Mit einem Beitrag über Massentierhaltung und das Gedächtnis der Böden; einem Bericht aus Rußland, einer Studie über die schwierige Grenzziehung zwischen Mensch und Tier.

Michael Daxner: Man möchte einen Gaul umarmen; Ulrich Schnabel empfiehlt, den Kopf einzuziehen; Zwischenrufe zu Geld und Sodomie und ungehörten Protesten. Uwe Herms über den Wal Willy; Rainer Hohlfeld über Erkenntnis ohne Liebe. Mit einer Einführung und Dokumentation zur Debatte um Tierschutz als Staatsziel und kulturgeschichtlichen Rückblicken nach China, Ägypten, Griechenland und Rom.

VON TIEREN UND FORSCHERN

VERNUNFT – VERLEUMDUNG – STREITKULTUR



Peter Stastny

A Monkey on My Back

Grenzübergänge zwischen Mensch und Tier

Auf einer psychiatrischen Station in der Bronx erzählte mir eine hochschwangere Afro-Amerikanerin, daß ein großer Affe auf ihrem wohlgerundeten Rücken sitzt und sie andauernd, je nach Lust und Laune, *a tergo* nimmt. Es läßt sich kaum leugnen – die Dame hatte einen »Affen auf dem Rücken«. In der Drogenszene bedeutet »a monkey on my back« eine schwer abzuschüttelnde Sucht, heute meist Heroin, früher oft Alkohol. Ob der Affe des Werkspielers, der festgekrallt auf seiner Schulter sitzt und für besseres Einkommen sorgt, wirklich der Ursprung dieses Spruches ist, sei dahingestellt. Mit Sicherheit kommt in diesem Bild eine Verschmelzung – ja eine krankmachende Symbiose – von Mensch und Tier zur Darstellung, aus der es sich kaum entkommen läßt.

Die Patientin aus der Bronx gibt Einblick in die Bredouille, welche droht, wenn man sich zu nahe an ein Tier wagt. Am leichtesten vorstellbar ist die Verschmelzung mit unseren nächsten Verwandten, den Hominiden, wo die körperliche Ähnlichkeit oft bestechend ist. Daher werden die Grenzen zwischen Mensch und Affe immer wieder nachgezogen, und dennoch werden sie immer durchlässiger. Rassismus gegen dunkelhäutige Menschen, denen man Affenartigkeit zuschreibt, ist eine Manifestation dieser Grenzziehung. Die Einverleibung von Affenhoden als Verjüngungsborn und die Verwendung von tierischen Genprodukten als Heilmittel sind Beispiele für deren Aufhebung. Die »vernünftigen« und sprechenden Wesen des berühmt-beunruhigenden Filmes »Planet der Affen« demonstrieren die unwiderrufliche Auflösung der Grenze zwischen Mensch und Tier, einer Grenze, die seit Descartes und Kant als unabdingbares Wesen des Menschseins hingestellt wird.

Aber nicht nur von unseren Cousins, den Affen, wollen wir uns scheiden. Es gibt zahllose Beispiele des Verschwimmens der Grenzen zwischen Menschen und an-

deren Tiergattungen. Man denke nur an Laokoon, der mit seinen Söhnen zu einem Paket aus Riesenschlange und Mensch verschnürt wurde, wobei ihm der letzte Schrei in der Kehle stecken blieb. Oder an Huxleys »Die Insel des Dr. Moreau«, deren Bewohner – zu Halbmenschen gemachte Tiere – letztlich am Tod ihres weißbemanelten Schöpfers zu Grunde gehen. Auch in vielen neueren Science-fiction Filmen mangelt es nicht an Gestalten, die menschliche und tierische Merkmale vereinen. Doch ist das Bedrohliche der Verschmelzung durch die außerirdische Herkunft dieser Wesen weniger unmittelbar, zumal die körperliche Vereinigung von Mensch und Tier als Vorgeschichte der Zwitterwesen ausgeklammert wird. Daß solche Vermengungen oft mit dem Tod der Kreaturen, oder im Fall von geschlechtlichen Vereinigungen, mit Totgeburten einhergehen, ist wohl Beweis für die extreme Gefahr, die für uns hellhäutige Menschen von diesen Phantasievorstellungen ausgehen. Die schwarze Patientin konnte ihre Last trotz wahnhafter Verstimmung ertragen. Wir Westmenschen kämpfen nach wie vor um unseren separaten Platz über den Tieren, obwohl längst bewiesen ist, daß wir uns durch nichts Prinzipielles – also genetisch Eigenständiges – von ihnen unterscheiden.

Der Kampf um unser psychisches Überleben, der den Kampf ums »nackte Leben« zu Friedenszeiten in den Schatten stellt, äußert sich vielleicht nirgends so deutlich, wie in unseren Beziehungen zu Tieren. Todesangst und Verschmelzungsangst sind Manifestationen frühester Ängste – von der Mutter verlassen und von Tieren verschlungen zu werden. Jonah im Bauch des Wales sowie Tarzan und andere Märchen über Menschenkinder, die von wilden Tieren aufgezogen wurden, sind beispielhafte Rettungen aus einem Schicksal, das uns allen droht. Man kann sich vorstellen, daß es solchen Ängsten im afrikanischen Kraal nicht an Wirklichkeitsnähe mangelt. Der sogenannte zivilisierte Mensch scheint sich trotz (oder

I'm a fleabit peanut monkey / All my friends are junkies / That's not really true
 I'm a cold Italian Pizza / I could use a lemon squeezer / Would you do?
 I've been bitten / I've been tossed around by every she-rat in this town / Have you, Babe?
 Well I'm just a monkey man / I'm glad you're a monkey woman too
 I was bitten by a boar / I was gouged and I was gored / But I pulled on through
 I'm a sack of broken eggs / Always have an unmade bed / Don't you?
 Well, I hope we're not too messianic / Or a trifle too satanic / We love to play the blues
 And I'm just a monkey man / I'm glad you're a monkey woman too.



gerade wegen) des Mangels an unmittelbarer Konfrontation mit bedrohlichen Tieren besonders stark von ihnen abgrenzen zu wollen – vielleicht weil sein Selbstverständnis am meisten von dieser Abgrenzung abhängt.

Angst vor Vertierung durch Überhandnahme »tierischer« Eigenschaften im Menschen, Angst vor Verschmelzung mit Tieren und damit Aufhebung der menschlichen Sonderstellung im Tierreich, Angst vor körperlicher Vernichtung durch ein wildes, schnelles, gewandtes und blutrünstiges Tier, all diese Ängste erfordern Maßnahmen, die sich zur Beruhigung unserer Furcht und zur Beherrschung unseres tierischen Wesens eignen. Man kann hier einwenden, daß sich nicht das gesamte menschliche Verhalten durch Angst und deren Bearbeitung erklären läßt, andererseits besteht auch kein Grund anzunehmen, daß unser Verhältnis zu Tieren, auf deren Hilfe wir a priori nicht rechnen können, primär aus Zuneigung, sexuellem Begehren, Nahrungsbedarf und Schutzsuche bestehen sollte. Tierliebe, Sodomie und Fleischgenuß sind ebenso Reaktionen auf Verschmelzungsangst wie Tierquälerei, Taubenvergiften und die Corrida.

Rekapitulieren wir: Der Mensch, und insbesondere der »naturverlassene« Stadtbewohner westlicher Prägung, fühlt sich der Verschmelzungsmöglichkeit mit dem Tier ausgesetzt, und er setzt verschiedene Maßnahmen ein, um die damit verbundenen Ängste zu blockieren, oder im besseren Fall, zu verarbeiten. Das Interessante an diesen psychologischen Strategien, die sich sowohl im privaten wie auch im soziokulturellen Bereich äußern, ist deren Polarität. Es gibt offensichtlich negative, ablehnende, also im eigentlichen Sinn abgrenzende Eingriffe im Verhältnis Mensch-Tier, wie auch annähernde, liebevolle, ja »symbiotische« Einstellungen, welche letztlich die Abgrenzung nur bestärken. Zwischen diesen Polen gibt es eine Reihe komplizierter Rituale – wie den Stierkampf und den wissenschaftlichen Tierversuch – in denen sowohl negative wie positive Aspekte der Abgrenzung zum Tragen kommen.

Noch ist nicht ganz klar, warum diese Verschmelzung, abgesehen von der Reminiszenz frühkindlicher Überlebensängste, für den erwachsenen Menschen so gefährlich sein soll. Die Frage, ob der Mensch in summa dem Tier überlegen ist, oder entscheidende Schwächen aufweist, die eben durch Abgrenzung und Beherrschung ausgeglichen werden müssen, bleibt biologisch und philosophisch

ungelöst. Die Vorstellung, daß alles Ungezügelter am Menschen von seiner tierischen Ader stammt, und daher »das Tier in uns« wäre, läßt sich mit tierfeindlichen Projektionen bekämpfen. Unzweifelhaft fürchtet jeder Mensch den Verlust gerade jener körperlichen und geistigen Eigenschaften, die uns von den Tieren am meisten unterscheiden, und aus denen sich die fragwürdige Überlegenheit des Menschen konstruieren läßt. Das komplexe Vorderhirndenken, die Sprache und der aufrechte Gang sind unsere anfälligsten Fähigkeiten, von Unfällen und Krankheiten gleichsam bedroht. Daher kann man sagen, daß die Angst vor der Verschmelzung mit Tieren auch eine Angst vor der Vertierung des Menschen ist, die sich in einem Verlust von »höheren« geistigen und körperlichen Funktionen äußern mag.

Zu bestimmten Krankheitszuständen oder Extremerfahrungen gehört das Erlebnis von unsicheren, gebrochenen oder gar ganz fehlenden Grenzen, deren einfachste Manifestation die Haut des Menschen ist. Wesentlich zum Verständnis dieser Erlebnisvarianten ist das Konzept einer mentalen Repräsentation dieser Grenze, zum Beispiel im Sinne eines »Körper-Bildes« oder »Körper-Ichs«. Bei der subjektiven Erfahrung des Grenzverlusts geht der Drang nach symbiotischer Nähe oft mit massiver Angst einher. Also jedes Bedürfnis, einem anderen Menschen näherzukommen, ja von diesem versorgt zu werden, wird als Grenzbedrohung erlebt und deshalb gehemmt. Das Resultat sind entweder Pendelbewegungen von Annäherung und Rückzug oder andauernde Isolation. Bei dieser Art der Grenzbedrohung geht es um die Nähe zu Menschen, wobei Tiere sogar als hilfreiches Übergangsobjekt eingesetzt werden können (Die »Pet-Therapy« – eine psychotherapeutische Methode mit Einsatz von Haustieren – beruht auf der Einfühlungsgabe speziell ausgebildeter Tiere, meist Hunde oder Pferde). Für unsere Zwecke ist das Konzept der Verschmelzungsangst keineswegs nur als Manifestation eines psychopathologischen Zustandes zu denken, es ist ein allgemeinmenschliches Phänomen, das den krankheitsbedingten Grenzstörungen übergeordnet ist. Der Schutz des Einzelnen vor Verschmelzung mit seinem Nächsten wird auf gesellschaftlicher Ebene in arterhaltenden Abgrenzungsritualen und Verhaltensmustern ausgedrückt.



Wie manifestieren sich die Mechanismen des Grenzschutzes in den Kulturen? Es gibt echte und phantasierte Spiele, meistens mit Rollentausch, Projektionen und Identifikationen, Verhaltenstherapie und Tieropfer. Menschen werden dabei oft einbezogen, indem sie zu menschlichen Abarten mit tierischen Eigenschaften gemacht werden. Dieses Paradoxon führte bei den Nationalsozialisten zu einer Verschiebung und Umkehr des Grenzverkehrs: Gewisse Menschen wurden unterhalb der niedrigsten Tiere eingeordnet, da ihre Vertierung als Beweis einer zersetzenden Kraft gesehen wurde. Das Übertier wird zum Untermensch. Solange die Grenze zwischen Mensch und Tier gewahrt bleibt, steht der abgöttischen Verehrung auch des niedrigsten Tieres nichts im Wege. Aber sobald Menschen zu Tieren gemacht werden können, muß man sie vernichten, damit sich die saubere Logik der Rassen- und Gattungstrennung wiederherstellen läßt. So richtete sich auch der erste tödliche Angriff der Nazis auf »arische« Mitbürger, welche auf Grund geistiger und körperlicher Behinderungen als »lebensunwerte« tierische Kreaturen abgekanzelt wurden. Die T4-Aktion war demnach nicht in erster Linie Vorbereitung auf den Vernichtungskrieg gegen Juden und andere Rassen, sondern ein Abgrenzungskrieg gegen die Minderung der deutschen Rasse durch ihre eigenen »vertierten« Menschen.

Aber kehren wir zurück zu unserem Umgang mit Tieren, wobei man stets überlegen sollte, inwieweit dieses oder jenes menschliche Verhalten gegenüber einem Tier von der Projektion unserer Vorstellungen auf es abhängt, von Bildern des Menschen vom Menschen, die sich auf das Fell eines willigen Tieropfers werfen lassen. Gerade der Wiener (und vielleicht auch der Berliner) weiß Bescheid über die besonders engen Beziehungen zwischen Mensch und Tier, deren vielfältig perverse Szenarios jüngst in dem wunderbaren Film »Tierische Liebe« von Ulrich Seidl anschaulich gemacht wurden. Jeder, der diesen Film gesehen hat, aber auch jeder, der sich in einem städtischen Park dem Voyeurismus der Liebe zwischen Bürgern und ihren gassigehenden Kleintieren hingibt, wird sich bei der Vorstellung, daß diese geil triefenden Beziehungen als Abgrenzungsmanöver zu betrachten sind, an den Kopf greifen. Was liegt diesen Tierliebhabern ferner als der Gedanke, von ihrem Schatzi getrennt zu werden? Aber die Pudl-Foxl-Dackl-Varianten ebenso wie die rüderen Exemplare herrischer Hunderassen, denen sich ihre stolzen Besitzer hingeben, sind das Resultat einer jahrtausende-

alten Kunstfertigkeit, mit der sich Menschen zu Herren über Tiere machten, vor denen sie sich eigentlich fürchteten. Der graduelle Unterschied zwischen den Schoßhündchen, die allemal ein vorlautes Kind verschrecken, und den Wachhunden, die auf Wink ihres Herrn jede Kehle durchbeißen würden, ist der lauteste Beweis der menschlichen Fähigkeit, sich das Tier untertan zu machen und für seine Zwecke zu benutzen.

Das Risiko der Hundebesitzer ist klein. Nur selten wird einer wegen Fremdbiß verklagt. Einen höheren Einsatz wagt der Dompteur in der Zirkusmanege. Er führt uns Tiere vor, die wir nicht als häuslich erkennen. Sein Leben hängt in der Waagschale, weil wir immer wieder beweisen müssen, daß uns auch die gefährlichsten Tiere bei richtiger Führung nichts anhaben können. Die größte Faszination üben jene Tiere auf uns aus, die uns ernsthaft schaden können, also alle »menschenfressenden« Spezies. Affen sind herzig, Nager sind süß, Adler sind erhaben, und Giraffen sind sonderbar, aber Löwen, Tiger, Haie, Krokodile und Nashörner sind gefährlich. Sie lieben wir, weil wir uns vor ihnen hüten müssen. Diesen Beweis wollten auch die Römischen Kaiser antreten, wann immer sie Sklaven und Verbrecher im Colosseum den wilden Tieren hinwarfen. Es war jedem klar, daß der Sklave ein minderwertiges Wesen war, dessen Leben ein Spielball seines Besitzers sein konnte. Das Spektakel des tötenden Tieres war der eigentliche Zweck dieser Spiele.

Die Faszination dieser Spiele beschränkt sich allerdings nicht nur auf deren angestrebten Ausgang – den Erfolg des Dompteurs oder den Tod des Gladiators. Kompliziertere Mechanismen wie Projektionen und Identifikationen kommen ins Spiel und geben den gefährlichen Tieren menschliche Züge, was deren Unterhaltungswert deutlich erhöht. Der Löwe des Zirkusdompteurs steht ebenso wie die Raubtiere des Colosseums für den Machthaber ein, allerdings mit umgekehrtem Resultat: Im Zirkus zeigt der Dompteur, daß man mit geeigneter Disziplin und gehörigem Mut ausnahmsweise den Chef in Schach halten kann, während der Gladiator in krudester Form gerade dieser Unmöglichkeit geopfert wird.

Die Subtilität des Stierkampfes ist eine Weiterentwicklung der Zirkusdressur. Bei der Corrida wird der Bogen der Beziehung Mensch-Tier viel weiter gespannt als im Zirkus. Reißt der Bogen, so ist es mit dem Menschen zu Ende; kann der Matador die Spannung aushalten und gar steigern, so bezahlt der Stier dafür mit dem Tod und das



Publikum mit brausendem Applaus. Hier, und vielleicht nur hier, wird ein Tier – zumindest in der ersten Phase des Kampfes – als dem Menschen ebenbürtig akzeptiert, und nicht als grenzbedrohender Popanz ausgebeutet. Daß der Stier den Matador viel leichter töten kann als umgekehrt, ist Voraussetzung für die einzigartige Stimmung der Corrida. Daß der pure Mordinstinkt des herangezuchteten Stieres von den Aficionados nicht nur als Bedrohung, sondern auch als Idealbild angesehen wird, ist auch nicht zu leugnen. Das Spiel läuft aber primär ohne Minderung der Statur des Stieres ab, wie dies bei pfortengebenden Löwen eindeutig der Fall ist. Im Gegenteil: die Eigenständigkeit des Tieres ist schon dadurch gegeben, daß es sich seinem Gegner erst im Kampf zu erkennen gibt, und nicht schon in jahrelanger psychologischer Zermürbung. Die Zuteilung der Überlebenschancen liegt so, daß man dem Stier das Siegerische zu keinem Zeitpunkt vor seinem Tod endgültig absprechen kann. Somit geht es beim Stierkampf zunächst nicht um eine Abgrenzung zwischen Mensch und Tier, sondern eher um die Möglichkeit der Gleichstellung, ja sogar der Überlegenheit des Tieres. Letztlich geht die Rechnung aber wieder zu Gunsten des Menschen auf: Kein Stier darf die Arena aufrecht verlassen. Er darf die Chance, seinen menschlichen Widersacher durch Aufspießen oder Töten zu entmenschen, nicht wahrnehmen. Nur so kann der Stier sein gutes Opferwerk vollbringen.

Das vielleicht perfideste und zugleich subtilste Spiel mit den Grenzen zwischen Mensch und Tier wird in Laboren und Elfenbeintürmen zelebriert. Perfid deshalb, weil die Wissenschaftler einen Mantel der Unschuld und der Allgemeindienlichkeit vorhalten, während die eigentlichen Freuden des Spieles im Dunklen bleiben. »Magister ludi« nannte schon Hesse die Meister, deren Spiel nach eigenen und immer wandelbaren Regeln in geheimen Gefilden läuft. In den Käfigen der Forscher geht es aber um ein anderes Gut als bei Hesse. Hier sitzen Tiere anstelle von Menschen ein, somit ist ihre Nähe zu uns wesentlich größer als die irgendeines Kuscheltieres. Da geht es in erster Linie um die Menschenähnlichkeit der Tiere, denn ohne sie würde die Prämisse der Tierversuche umfallen. Jeder Eingriff am Tier ist ein zukünftiger Eingriff am Menschen, und somit sind die Forscher am meisten gefährdet mit der körperlichen Realität ihrer Versuchstiere-als-Menschen zu verschmelzen. Die Wissenschaftler wagen sich unter die Haut der Versuchstiere

und finden dort einen Menschen. Dadurch verwachsen sie mit ihren Chargen. Die gewaltigen Anstrengungen der Wissenschaft und der diversen laborabhängigen Industrien, diese Anlogsituation zu bewahren, gehen weit über das zu erwartende Heil hinaus. Nur unter Bedingungen der absoluten Versklavung kann sich ein Forscher so nahe an ein Tier heranwagen, daß Wissenschaft, Tierliebe, Quälerei und Gnadentod zu einem Komplex verschmelzen und trotz allem den Forscher in seinem Mensch-Sein bestätigen. Im Tierlabor wird das grenzzieherische Spiel auf die Spitze getrieben, denn gerade die Mensch-Tier-Analogie verlangt den wiederholten Beweis der menschlichen Einzigart und Überlegenheit.

Die affenbesessene Patientin wurde schließlich von ihrer Last befreit: Sie brachte einen strammen Jungen auf die Welt. Wegen des Risikos von Muskelkrämpfen des neugeborenen Kindes wurde die Frau nicht mit antipsychotischen Medikamenten behandelt und der Affe verschwand von selbst mit Nachlassen der schwangerschaftsbedingten Rückenschmerzen. Dieses Risiko ist Ergebnis einer Forschungsstrategie, die jahrzehntelang auf ein Tiermodell baute, in welchem Nebenwirkungen der Versuchsapparate, wie wiederholte gleichförmige Bewegungen und schmerzhafte Muskelkrämpfe der Versuchstiere auf die erwünschte antipsychotische Wirkung der Medikamente hinweisen sollten. Eine immerfort kreiselnde Laborratte oder ein nach Drogengabe zum Bretzel verformter Affe waren Vorboten dessen, was dem ungeborenen Kind durch antipsychotikahaltiges Plazentablut droht. So wirft uns die Unmöglichkeit, im Tierversuch die allzu menschliche Psychose zu simulieren, wieder auf unsere wohlbegrenzte Existenz zurück. Diesmal ist es allerdings nicht die Vernunft, sondern der Wahn, der uns von den Tieren trennt. Wer sich also vor der Vertierung nicht fürchtet, darf ungeschadet seinen Foxl küssen und sein Black-Angus-Steak verzehren. Er sollte nur ab und zu einen Blick über die linke Schulter werfen. Vielleicht sitzt er immer noch dort, der alte Affe.

Das Ueber-Thier

Die Bestie in uns will belogen werden; Moral ist Nothlüge, damit wir von ihr nicht zerrissen werden. Ohne die Irrthümer, welche in den Annahmen der Moral liegen, wäre der Mensch Thier geblieben.

Friedrich Nietzsche *Menschliches, Allzumenschliches* I, 40.